

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 24 (1941)
Heft: 2

Rubrik: Feuilleton

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

nun die Argumente anführen, die ihrer Meinung nach dies bestätigten. Es gibt deren natürlich eine ganze Menge, aber ich werde mich nur mit einigen davon beschäftigen.

Das Argument vom Urgrund.

Vielleicht das einfachste und am leichtesten verständliche Argument ist das vom Urgrund. Es wird behauptet, dass alles, was wir auf dieser Welt sehen, einen Grund hat, und wenn man in der Kette der Gründe weiter und weiter zurückgeht, muss man zu einem ersten Grund kommen und diesem Urgrund gibt man den Namen Gott. Dieses Argument hat heutzutage nicht mehr viel Gewicht, vor allem weil die Kausalität nicht mehr das ist, was sie einmal war. Die Philosophen und Wissenschaftler haben sich mit der Kausalität beschäftigt und sie hat nichts mehr von der lebendigen Bedeutung, die ihr früher eigen war. Aber auch abgesehen davon kann das Argument, dass es einen Urgrund geben müsste, keine Ueberzeugungskraft haben. Ich muss gestehen, als ich ein junger Mensch war und diese Fragen sehr ernsthaft bei mir überlegte, erkannte ich das Argument vom Urgrund lange Zeit an, bis ich eines Tages, im Alter von 18 Jahren, John Stuart Mills Autobiographie las und dort folgenden Satz fand: «Mein Vater hat mich gelehrt, dass die Frage: ‚Wer hat mich geschaffen?‘ nicht beantwortet werden kann, da sie sofort die andere Frage auftauchen lässt: ‚Wer hat Gott geschaffen?‘» Dieser einfache Satz zeigte mir die Unstichhaltigkeit des Arguments vom Urgrund. Wenn alles einen Grund haben muss, dann muss auch Gott einen Grund haben. Wenn irgendetwas ohne Grund bestehen kann, dann kann es geradesogut die Welt sein wie Gott, so dass dieses Argument keinerlei Ueberzeugungskraft hat. Es ist ganz von derselben Art wie die Ansicht der Inder, dass die Welt auf einem Elefanten ruhe und der Elefant auf einer Schildkröte. Wenn dann Einer sagte: «Und was ist es mit der Schildkröte?» antworteten die Inder: «Reden wir lieber von etwas anderem». Das Argument vom Urgrund ist wirklich um nichts besser. Es ist nicht einzusehen, warum die Welt nicht ohne Grund entstanden sein soll. Es ist keine Veranlassung anzunehmen, dass die Welt überhaupt einen Anfang hatte. Die Vorstellung, dass Dinge einen Anfang haben müssen, ist tatsächlich nur auf die Armut unserer Einbildungskraft zurückzuführen. Daher muss ich wohl keine weitere Zeit auf das Argument vom Urgrund verschwenden.

Das Argument vom Naturgesetz.

Dann gibt es ein sehr gebräuchliches Argument vom Naturgesetz. Dieses Argument war während des ganzen 18. Jahrhunderts sehr beliebt, besonders unter dem Einfluss von Isaac Newton und seiner Kosmogonie. Die Leute sahen, dass die Planeten nach dem Gravitationsgesetz um die Sonne kreisten,

und sie glaubten, Gott hätte den Planeten anbefohlen, sich in dieser besonderen Weise zu bewegen, und deshalb täten sie es nun. Das war natürlich eine bequeme und einfache Erklärung, die ihnen die Mühe sparte, sich nach weiteren Erklärungen für das Gravitationsgesetz umzusehen. Heutzutage erklären wir das Gravitationsgesetz auf eine ziemlich komplizierte Art, die Einstein erdacht hat. Wir haben es also nicht mehr mit jener Art von Naturgesetz zu tun, wie es das Newton'sche System verwendete, demzufolge die Natur sich aus einem Grund, den niemand verstand, in immer gleicher Weise verhielt. Es zeigt sich, dass eine ganze Reihe von Dingen, die wir für Naturgesetze hielten, in Wirklichkeit menschliche Konventionen sind. Auch in den entferntesten Fernen des Sternensystems hat 1 Yard 3 Fuss. Das ist ohne Zweifel eine höchst bemerkenswerte Tatsache, aber man würde das kaum ein Naturgesetz nennen. Und eine ganze Menge Dinge, die als Naturgesetze betrachtet wurden, sind von dieser Art. Andererseits findet man, dass die Atome, sofern man über ihr tatsächliches Verhalten etwas weiss, Gesetzen weit weniger unterworfen sind, als man annahm, und dass die Gesetze, die man hier aufstellen kann, statistische Durchschnittsergebnisse sind, wie der Zufall sie hervorbringt.

Es gibt, wie jeder weiss, ein Gesetz, dass man beim Würfelspielen zwei Sechser nur etwa einmal in 36 Würfeln erzielt, und wir betrachten es deshalb nicht als erwiesen, dass das Fallen des Würfels planmässig bestimmt ist. Im Gegenteil, kämen die zwei Sechser jedesmal, dann würden wir das für Planmässigkeit halten. So sind die Naturgesetze zum Teil beschaffen. Sie sind statistische Durchschnittsergebnisse, wie die Gesetze des Zufalls sie bestimmen. Und das macht die ganze Geschichte vom Naturgesetz viel weniger eindrucksvoll, als sie einmal war.

Ganz abgesehen von dieser Erkenntnis, die den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft repräsentiert, einen Zustand, der sich morgen ändern kann, ist die ganze Vorstellung, dass Naturgesetze einen Gesetzgeber erfordern, zurückzuführen auf eine Verwechslung von natürlichen und menschlichen Gesetzen. Menschliche Gesetze sind Gebote, die dem Menschen befehlen, sich in einer bestimmten Weise zu verhalten; er kann sich darnach halten und er kann sich nicht darnach halten. Naturgesetze aber sind eine Beschreibung des tatsächlichen Verhaltens der Dinge, und da sie nur eine Beschreibung eines tatsächlichen Verhaltens sind, kann man nicht den Schluss ziehen, dass jemand da sein müsse, der ihnen befohlen habe, das zu tun. Denn selbst unter der Voraussetzung, dass dieser Jemand da wäre, stünde man dann vor der Frage: warum hat Gott gerade diese Naturgesetze erlassen und keine anderen?

Feuilleton.

Fesselnde Geschichte.

An fesselnder Geschichte fehlt es unserer Zeit nachgerade nicht, denn das Leben schreibt heute im Buch der Geschichte ein so grausames Kapitel, dass die Worte fehlen, auch nur eine annähernde Schilderung davon zu geben. Von den tausend und abertausend «Geschichten», die sich um ebensoviele Einzelwesen abspielen, wollen wir heute schon gar nicht sprechen. Warum sich denn mit Geschichte, selbst mit fesselnder Geschichte, abgeben? «Alles Vergangene ist des Künftigen Grund und Zeichen», so sagt ein Philosoph der Renaissance. Wie aber können wir unsere Zeitgeschichte verstehen, wenn wir die Vorgeschichte nicht kennen? Wie des Künftigen Grund und Zeichen?

Der vorstehende Titel ist unvollständig, er sollte eigentlich «Fesselnde Schweizergeschichte» heissen. Und wenn wir von einer fesselnden Schweizergeschichte sprechen, so schütteln sicherlich viele unserer Leser enttäuscht das Haupt. Wie kann, an unserer Zeitgeschichte gemessen, Schweizergeschichte interessant, ja gar fesselnd sein? Sogleich werden im Leser Erinnerungen aus den Schultagen auftauchen. Die Daten wollten schon damals nicht sitzen, nicht zu reden von den mangelnden Zusammenhängen, die irgendwelche Daten miteinander verknüpften. Obwohl mit dem Höhersteigen in den Schulklassen eine Morgenröte des Verständnisses dämmerte, so brachten es dennoch die Wenigsten so weit, dass sie mit der

Geschichte, im Besondern mit der Schweizergeschichte, auf Du und Du standen. Mochten die Lektionen noch so interessant sein — die Geschichtsbücher waren es nicht! Ueberschrift auf Ueberschrift, Kriege und Händel jagten sich, aber das Gewebe in dem die Geschichte, die blutigen oder weissen Rosen, eingewoben waren, dieses Gewebe war nicht ersichtlich. Das bleibende Resultat des Geschichtsunterrichts war ungefähr das, dass der Mann des Volkes etwa wusste, dass ein Wilhelm Tell oder ein Arnold Winkelried einmal in Geschichte machten. Wann, wo, oder unter welchen Umständen und Zusammenhängen, das weiss nicht einmal jeder Akademiker ohne nachzuschlagen. Ein Beispiel, zu welchen Schnitzern mangelnde Geschichtskennntnisse führen können, das zeigt die neueste, von der Postverwaltung herausgegebene Briefmarke mit dem Bildnis des Reisläufers de Reynold. Es war doch offensichtlich nicht die Absicht der Postverwaltung, dem Volke irgend ein «Helgeli» vorzulegen, sondern einen uns im Schweizertum bestärkenden Anschauungsunterricht zu geben. Dass dies ihre lobenswerte Absicht war, dafür sind die übrigen neu herausgegebenen Werte Zeugnis. Da mutet es aber sonderbar an, dass man einen Söldner de Reynold auf die Briefmarke setzt, von dem die Geschichte sagt, dass er «Ehre, Rechte und Freiheiten des Vaterlandes kompromittiert habe». Aus Mangel an Geschichtskennntnissen ist hier der Postverwaltung ein Irrtum unterlaufen, der sich nur durch den schleunigen Rückzug dieser Briefmarke wieder gutmachen lässt.

Wie Geschichte, im Besondern Schweizergeschichte, fesselnd dargestellt werden kann, das hat uns Ernst Feuz mit seiner neuesten

Wenn man sagt, er hätte das nur nach seinem eigenen Belieben getan und ohne Grund, dann kommt man darauf, dass es etwas gibt, was dem Gesetz nicht unterworfen ist, und so hat die Kette der Naturgesetze eine Lücke. Wenn man aber, wie die strenggläubigen Theologen, sagt, Gott hätte bei allen Gesetzen, die er erlassen hat, einen Grund gehabt, gerade diese und keine anderen Gesetze zu geben, — der Grund aber wäre natürlich der, dass die beste der Welten geschaffen werden sollte, — wenn es also einen Grund gibt für die Gesetze, die Gott erlassen hat, dann war Gott selbst dem Gesetz unterworfen und es hat daher gar keinen Vorteil, Gott als Mittelsperson einzuschalten. Dann gibt es tatsächlich ein Gesetz, das ausserhalb der göttlichen Vorschriften liegt und vor ihnen da war, und Gott erfüllt seinen Zweck nicht, weil er nicht der ursprüngliche Gesetzgeber ist. Kurz, dieses Argument vom Naturgesetz hat nichts mehr von seiner früheren Wirksamkeit. Die Argumente, die für die Existenz Gottes gebraucht werden, ändern mit der fortschreitenden Zeit ihren Charakter. Zuerst waren es schwierige, verstandesmässige Argumente, die ganz bestimmte Trugschlüsse enthielten. In neuerer Zeit werden sie verstandesmässig weniger einwandfrei und unterliegen mehr und mehr einer Art moralisierender Unklarheit.

Das Gesetz von der Planmässigkeit.

Der nächste Schritt dieser Untersuchung führt uns zu dem Argument von der Planmässigkeit. Alles in der Welt ist gerade so gemacht, dass wir in ihr leben können, und wäre die Welt auch nur ein ganz kleines bisschen anders, dann könnten wir in ihr nicht leben. Das ist das Argument von der Planmässigkeit. Manchmal nimmt es recht sonderbare Formen an. So argumentiert man z. B., Hasen hätten weisse Schwänze, damit sie leichter geschossen werden könnten. Ich weiss nicht, was die Hasen zu dieser Anwendung sagen würden. Es ist ein Argument, das zur Parodie herausfordert. Voltaire sagte, die Nase wäre offensichtlich dazu bestimmt, Brillen zu tragen. Es erwies sich, dass er mit dieser boshaften Bemerkung das Ziel keineswegs so weit verfehlt hatte, wie man im 18. Jahrhundert annehmen mochte. Denn seit Darwin verstehen wir viel besser, wie die Lebewesen sich ihrer Umgebung angepasst haben. Nicht die Umgebung wurde nach ihren Anforderungen gestaltet, sondern sie selbst entwickelten sich nach den Anforderungen der Umgebung und das ist die Grundlage der An-

passung. Hier ist nirgends etwas von Planmässigkeit zu erkennen.

Das Erstaunlichste an dem Argument von der Planmässigkeit ist die Tatsache, dass die Menschen glauben können, diese Welt mit allem, was auf ihr lebt, mit allen ihren Mängeln, wäre das Beste, was Allmacht und Allwissenheit in Millionen von Jahren zu schaffen imstande waren. Ich kann das wirklich nicht glauben. Wenn ihr mit Allmacht und Allwissenheit ausgestattet wäret und Millionen von Jahren Zeit hättet, eure Welt zu vollenden, glaubt ihr, dass ihr dann nichts Besseres zustandebringen würdet als den Ku-Klux-Klan, oder...?*) Mir imponieren wahrhaftig die Leute nicht mehr, die sagen: «Seht mich an, ich bin ein so prächtiges Produkt, dass Planmässigkeit im Universum gewesen sein muss.» Mir imponiert die Pracht dieser Leute gar nicht. Deshalb glaube ich, dass dieses Argument von der Planmässigkeit ein sehr armseliges Argument ist. *Fortsetzung folgt.*

Fünf Leitsätze.

Zu Weihnachten 1940 erliessen die britischen Kirchenhäupter, wie auch der Stellvertreter Gottes auf Erden, wieder ihre salbungsvollen Botschaften an die vom Kriege geplagte Menschheit. Man lese einmal die «Fünf Leitsätze» der vorgenannten Kirchenhäupter und vermeide es, in ein Hohnlachen auszubrechen. Jeder Freidenker wird mit uns einig gehen, wenn wir sagen, dass es nichts Widrigeres und Verlogeneres gibt, als derartige Verlautbarungen der Kirche. Seit 2000 Jahren versprechen sie, was sie heute wieder versprechen — um es nie zu halten. Was versprechen sie:

1. «Extreme *Ungleichheit* in der Verteilung von *Reichtum* und *Besitz* sollte abgeschafft werden.»

Kommentar: Me sött — me sött! so heisst die schweizerdeutsche Fassung dieser Forderung «sollte». Wer sollte? Wäre sött?? Jene, die mit diesem «me sött» ernst machen wollen oder wollten werden als Kommunisten, als staatsgefährliche Gesellen verschrieen. Jetzt, im Krieg, wo es wieder gilt die

*) Aus Neutralitätsgründen mussten wir zwei weitere Fragen weglassen!

Jedes Volk vergeht, wie ein faulender Schwamm zerfliessend, wenn es keinen Mut mehr hat.

Jean Paul.

Schweizergeschichte auf das Trefflichste gezeigt.* Der Verlag übertreibt nicht, wenn er auf dem Umschlagblatt schreibt «fesselnd, neuartig». Die Darstellung ist so fesselnd, dass man diese Schweizergeschichte liest, wie einen fesselnden Roman — an einem Zuge! Ob, wie der Verleger sagt, die Darstellung durchwegs «zuverlässig» ist, das stehen wir nicht an, zu beurteilen. Das ist Sache der Fachmänner. Wenn wir einige Zweifel hegen, so beziehen sich diese vornehmlich auf den Abschnitt von 1848 bis zur Gegenwart, wo Feuz Gewährsmänner zitiert, die nicht als solche angesprochen werden können, es wäre denn, er wollte die Chamäleonhaftigkeit unserer Zeit illustrieren. Als Ganzes betrachtet vermag aber diese Einseitigkeit, respektiv Entgleisung, dem Werk keinen Abbruch zu tun, denn Tatsache ist und bleibt, dass dies die erste Schweizergeschichte ist, die auch den Mann aus dem Volke fesselt, die ihm Geschichtskennntnisse vermittelt, wie sie ihm die Schule in 8—9 Jahren nicht zu vermitteln vermochte. Dies ist das denkbar beste Zeugnis, das man einem geschichtlichen Werke ausstellen kann. Dem Mann aus dem Volke die Geschichte nahezubringen, das war doch wohl die offensichtliche Absicht des Verfassers, denn für den Fachmann liegen schulstige und wulstige Wälzer genug vor, so dass er sich die Mühe der Niederschrift und Drucklegung hätte ersparen können. Das Werk ist ein Verdienst, das einige Hundert Schützenfestreden nicht wettzumachen vermögen. Gleich wie man einen guten, einen klassischen Roman in gewissen Zeitabständen immer wieder mit

neuem Gewinn lesen kann, so wird der Leser wiederholt nach seiner Schweizergeschichte greifen und sie immer lieber gewinnen.

Worin besteht nun das Neue in der historischen Darstellung? Warum wird das Buch so ansprechend und lebendig? Warum verliert es allen dozierenden Ton, der uns aus andern Geschichtsbüchern so bekannt ist? Ernst Feuz lässt durch seine ganze Schweizergeschichte die jeweiligen Zeitgenossen sprechen und beschränkt sich persönlich darauf, nur die verbindenden Texte zu schreiben und aus der Vielfalt der Zusammenhänge die Ausschlaggebendsten herauszuziehen. Dass er diese Auslese der Zeitgenossen gut traf, darf ohne weiteres angenommen werden, wenigstens bis zum Jahre 1848, d. h. bis zur Gründung des Bundesstaates. Die Geschichte der jüngsten Vergangenheit setzt dem Leser zwar einen ordentlichen Dämpfer auf, denn in der Vielfalt der Stimmen tauchen hier welche auf, die der Güte des Werkes immerhin etwelchen Abbruch tun. Wir meinen jene Stellen, da Feuz die «Erinnerungen des simplen Eidgenossen», d. h. die Erinnerungen von Jakob Lorenz zitiert (Seite 321 und 331). Wir wagen gewisse Zweifel zu hegen über einen Zeugen, der sich durch sämtliche parteipolitischen Färbungen durchgemausert hat und vom Krapplackrot zum Rabenschwarz verfärbte. Wenn Feuz nicht Anhänger der Aufgebotgruppe ist, dann ist dieser letzte Zeitgenosse äusserst unglücklich gewählt, was dem übrigen Inhalt merklichen Abbruch tut.

Trotz diesem Hinweis auf diese eine unglückliche Auslese möchten wir wünschen, dass diesem fesselnden Werk eine möglichst weite Verbreitung beschieden sein möchte. Speziell Freidenker werden das Werk nicht ohne Genuss lesen, ist es doch Ernst Feuz trefflich

* Feuz, Ernst: Schweizergeschichte. Mit 16 Tafeln. Schweizer Spiegel Verlag, Zürich 1940; 337 Seiten. Preis gebunden Fr. 9.80.

Privilegien der Wohllebenden zu retten, hält man den Geschlagenen und Blutenden wieder den Zucker hin. Me sött! Das «sollte» ist so bezeichnend für die unehrliche Absicht, dass man den ersten Leitsatz als schlanke Verlogenheit tadeln kann. Es bleibt, wenn die Völker auf diese Raben warten wollen, ewig beim «man sollte» oder «me sött». Wer von der Armut und vom Elend lebt, dem kann mit einem derartigen Leitsatz nie ernst sein. Wenn die Ungleichheit in Reichtum und Besitz abgeschafft wären, wer hätte dann jene noch nötig, die ihnen von einem bessern Jenseits quaseln?

2. «Jedes Kind, ohne Rücksicht auf seine Rasse oder Gesellschaftsklasse, sollte gleiche Bildungsmöglichkeiten erhalten, die sich zur Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten eignen.»

Kommentar: Was die Kirche unter den «gleichen Bildungsmöglichkeiten» versteht, darüber sind wir hinreichend im Klaren. Was zur Bildung gehört, das möchte die Kirche auch so gerne bestimmen. Wir verstehen, dass dieser Leitsatz für England mit seinen Kolonien und verschiedenen Rassen nicht unaktuell ist. Was aber, wenn der Krieg einmal zu Ende? Was würden die englischen Bischöfe sagen, etwa der bekannte Hensley, wenn er durch einen «durch die Entwicklung seiner besonderen Fähigkeiten» theologisierenden Hottentoten von seinem Thron vertrieben würde? Das Postulat gilt, wie das Erste, nur bis Kriegsende, und ist ebenfalls verlogen.

3. «Die Familie als soziale Einheit muss geschützt werden.»

Kommentar: Herr bewahre mich vor meinen Freunden — mit meinen Feinden werde ich schon selbst fertig, so müsste jeder Familienvater beten, der als Christ diesen Leitsatz liest. Wer schützt wen? Man gebe der sozialen Einheit, der Familie, resp. dem Familienvater nur Arbeit und was das Wichtigste ist — man betrübe ihn nicht um den Ertrag seiner Arbeit, dann kann die Familie ohne diesen mehr als problematischen Schutz auskommen. Wenn sich das arbeitende Volk auf dieses «Me sött-Postulat» verlassen will, dann wird ihm auch künftig nur die Friedhoferde Schutz gewähren, denn einzig bei den Toten gibt es nichts mehr zu nehmen! Verlogen wie die Leitsätze eins und zwei.

4. «Der täglichen Arbeit des Menschen muss das Gefühl göttlicher Berufung wieder zurückgegeben werden.»

Kommentar: Wenn die Kirchenhäupter angesichts der Tatsachen noch ungestraft derartige Leitsätze zum Besten geben können, so muss man über die geistige Verlotterung der Gläubigen geradezu staunen. Man liest es immer wieder: «Der

gelungen, die treibenden Momente, vor allem auch die weltanschaulichen, aufzuzeigen. Alles in allem ist es ein befreiendes Buch, ein Buch, das nicht nur den Zweifelnden, sondern auch den Verzweifelnden, wieder erstarren lässt, was in unserer heutigen Zeit, in der eine bequeme Utilität, die uns gelegentlich in eine wahre Untergangsströmung zu treiben droht, von grösstem moralischem Nutzen ist. Der einzige Mangel des Werkes — neben dem vorerwähnten — ist, das Fehlen eines Quellennachweises. Wir glauben uns nicht zu irren in der Annahme, dass es unter den Lesern welche gibt, die es nach einer weiteren Vertiefung in diese oder jene Zeitepoche gelüftet, so dass ihnen ein Literaturnachweis eine willkommene Hilfe wäre. Wenn schon durch dieses Werk die Freude an unserer Heimatgeschichte geweckt wird, so ist es doppelt schade, diese Freude wieder ersterben zu lassen, statt ihr den Weg in die Tiefen zu zeigen.

Leox.

Vermischtes.

Ein Pass für das Paradies.

Dem «Paris-Soir» (No. 6315 vom 2. Januar 1941) ging aus Dublin nachstehende ergötzliche Meldung zu, die wir in deutscher Uebersetzung wiedergeben:

«Bei umfangreichen Renovationsarbeiten, die gegenwärtig in der alten irischen Abtei von Lifford durchgeführt werden, mussten die Archäologen ein Grab öffnen und verlegen. Wie gross war

täglichen Arbeit muss das Gefühl göttlicher Berufung wieder zurückgegeben werden.» Die «göttliche Berufung» ist ja auf dem Schlachtfeld, wohin der Kapitalismus die Völker mit kirchlicher Aprobation und Sanktion hingetrieben hat. Hat sich die Kirche je für eine wirtschaftliche Umorientierung eingesetzt? Ist sie nicht jedem Fortschritt in die Arme gefallen, weil sie, neben dem Kapitalismus, die einzige Nutzniesserin dieser Wirtschaftsordnung war? Verlogen wie die Leitsätze 1, 2 und 3.

Wenn wir Freidenker eine Gottesvorstellung hätten, wenn wir, wie die Christen, an einen persönlichen Gott glauben würden, wir würden uns über dieser Schändlichkeit, die mit «Gott» getrieben wird, schämen. Wenn, um mit der Bibel zu sprechen, die Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut, wenn der Gläubige das traurige Spiel von eurem Geben und Nehmen nicht durchschaut, so müsstet ihr doch wissen, dass ihr Eurem Gott nichts vormachen könnt. Da ihr ihm aber dennoch ungestraft etwas vormacht, darum existiert er nicht, denn dieser Frevel könnte unmöglich ungestraft bleiben.

5. «Die Reichtümer der Erde sollten als Gottesgaben für die ganze Menschheit benützt werden, und zwar mit Rücksichtnahme auf die Erfordernisse der heutigen wie der künftigen Generationen.»

Kommentar: Wieder ein «me sött»-Postulat, das im Vorneherein nicht ernst zu nehmen ist. Die Reichtümer der Erde werden, wenn es auf die Kirche ankommt, nie für die ganze Menschheit benützt werden. Hat die Kirche je nur protestiert, als man in Amerika die Baumwolle verbrannte, die die Gläubigen so nötig hätten um ihre Blöße zu decken? Hat die Kirche protestiert, als man in Kanada den Weizen zur Heizung von Lokomotiven verwendete, während in China, die Menschen, ebenfalls Ebenbilder Gottes, den Hungertod erlitten, und in Europa und Amerika Millionen von Arbeitslosen darben? Hat die Kirche je protestiert, als man in Südamerika tausende und abertausende von Säcken Kaffee ins Meer versenkte, während es in Europa und anderswo dem armen Manne an Kaffee und Brot gebrach? Hat die Kirche protestiert, als in Dänemark die Schweine zu Tausenden todesgeschlagen wurden, während Millionen Arbeitslose in der nächsten Nähe Kohldampf schieben mussten? Nein, die Kirche hat nie ernsthaft protestiert. Sie hat ihre Gläubigen nie aufgefordert, diesem frevelhaften Tun Einhalt zu gebieten. Sie hat geschwiegen, weil sie mit dem Kapitalismus auf Gedeih und Verderb verbunden ist. Sie hat den «Gottesseggen» dem Profit geopfert und das besungene Ebenbild Gottes in Not und Elend einem noch grösseren Verderben zugetrieben, dem Krieg! Mit dem Dichter Eichert singen wir von der Kirche — nicht von einer einzelnen, sondern von allen —:

das Staunen derselben, als sie neben den gebleichten Knochen eine Eisenkassette fanden, die ein rot versiegeltes Pergament enthielt.

Dieses Dokument war ein Pass für das Paradies und hatte folgenden Wortlaut:

«Patrik, Prior des Klosters von Lifford, an unseren Herrn und Freund Sankt Peter, Pförtner Gottes.

Wir bestätigen Dir, dass der Diener Gottes, Daniel Rathor, Herr von Croahggorn, heute verstorben ist. Wir bitten Dich, ihn direkt in das Königreich Gottes zu führen. Wir haben ihn freigesprochen von allen seinen Sünden und haben ihm unseren Segen erteilt. Infolgedessen steht seiner Durchreise nichts im Wege. Deshalb haben wir ihm den gegenwärtigen Lossprechungsbrief zugestanden.

In unserem Kloster von Lifford, den 13. Juni 1341.»

Das Dokument wurde dem Museum von Dublin übergeben, wo es ausgestellt wird.

Bibelfeste Randbemerkung.

Ein sehr junger Mann belästigte Friedrich den Grossen mit dem Ansinnen, ihm einen sehr wichtigen und einträglichen Inspektorenposten, der gerade frei geworden war, zu übertragen.

Der König liess mehrere Gesuche unbeantwortet, endlich schrieb er an den Rand eines solchen: «II. Buch Samuelis, Kap. X, Vers 5».

Eifrig schlug unser Jüngling nach und fand dort folgende Stelle: «Bleibet zu Jericho, bis euer Bart gewachsen, so kommet dann wieder!»

K.

(Bund, Nr. 545, 19. Nov. 1940.)